

Deutschen Rundschau

Nr. 261. Bromberg, den 29. November 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(2. Fortsetzung.)

Eine kurze Strecke fuhr Mike schweigend, dann sagte er: „Der Himmel verhüte, daß ich es wagen sollte, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, aber ich habe so eine Idee, daß Sie vielleicht zum Bahnhof wollen, um einen Zug zu erreichen."

„Das ist wirklich scharfsinnig von Ihnen", sagte das blonde Mädchen, „denn ich will tatsächlich zum Bahnhof, um einen Zug zu erreichen." „In diesem Fall — halloh, da ist unser kleiner Freund." Mike griff hastig in die Tasche, zog einen Schilling hervor und warf ihn mit leichter Gebärde Herrn Weinberg zu, der übellaunig die Straße daherzog. Die Münze traf den Don Juan am Ohr, er fuhr empor und blickte mit einem giftigen Ausdruck zu den beiden hinüber. Der rote Wagen dröhnte vorüber und Herr Weinberg — hob den Schilling auf.

„Warum haben Sie das getan?" fragte das Mädchen.

„Aus Erkenntlichkeit für geleistete Dienste", erklärte Mike gelassen. „Wovon sprachen wir gerade? Ach ja, ich wollte Sie eben aufmerksam machen, daß die Untergrundbahn an so einem schönen Tag nicht gerade sehr angenehm ist. Wollen Sie mir nicht erlauben, Sie an Ihr Ziel zu führen, wo immer es sein mag?"

„Nach Highgate? Gewiß nicht."

Mike schien nachzudenken.

„Die Ärzte sagen uns", bemerkte er dann plötzlich, „daß frische Luft — wie man sie in einem Auto, das von einem gutmütigen Menschen mit mäßiger Geschwindigkeit geführt wird, genießt — das beste Mittel gegen Kopfschmerzen ist. Und eines der billigsten, natürlich. Sie haben doch Kopfschmerzen?"

„Nein."

„Merkwürdig", sagte Mike und dachte wieder nach. „Nach Highgate, sagten Sie? Das ist wirklich seltsam, weil ich so eine Vorliebe für Highgate habe. Es hat so einen altväterlichen Zauber mit seinen Tramways und dergleichen. Ich bin eben von Kanada heimgekehrt und habe auf der ganzen Reise an Highgate denken müssen. Möchten Sie mich nicht in dem Licht eines zurückgekehrten Verbannten betrachten, dem eine besonders weißhaarige Großmutter in Highgate lebt, die er jahrelang nicht gesehen hat?"

„Dies", sagte das Mädchen, „ist mir ein bißchen zu viel. Haben Sie wirklich eine Großmutter in Highgate?"

„Das gehört gar nicht zur Sache. Wenn ich eine Großmutter hätte, würde sie offenbar in Highgate leben und Sie müßten mir gestatten, Sie dorthin zu fahren. Sie könnten doch wirklich den guten Willen für die Tatsache nehmen."

„Nein", sagte das Mädchen entschieden. „Nichtsdestoweniger besten Dank."

„Nun, wenn Sie es denn wissen müssen, ich habe in Highgate unbedingt mit einem Mann wegen eines Bluthundes zu sprechen. A propos, wo ist eigentlich Highgate?"

„Ich fürchte, Sie werden das ein andermal herausbringen müssen. Hier ist der Bahnhof. Bitte, wollen Sie halten?"

„Aber — —"

„Bitte."

Der Wagen hielt. Ehe Mike auch nur die Hand ausstrecken konnte, um ihr zu helfen, war sie schon leichtfüßig herausgesprungen.

„Danke sehr für die Beförderung und die Errettung. Bitte empfehlen Sie mich Ihrer Großmutter. Adieu."

Sie lächelte ihm nochmals in herzbewegender Weise zu und war weg. Eine Weile starrte Sir Michael Fairlie ihr nach und kämpfte mit dem Verlangen, ihr zu folgen. Er pflegte sonst nicht zu zögern, aber diesmal warnte ihn sein Instinkt, daß dieses wunderbare Mädchen tatsächlich im Augenblick genug von seiner Gesellschaft hatte. Aber als ihm dann einfiel, daß er weder ihren Namen, noch sonst etwas von ihr wußte, außer, daß sie in irgendeiner Verbindung mit Highgate stand, da schmolzen seine guten Vorsätze wie Schnee an der Sonne. Er sprang mit einem Satz von dem Auto und flog die Stufen des Bahnhofes hinunter. Aber von dem blonden Mädchen war nichts mehr zu sehen, nur ein ausfahrender Zug deutete die Art ihres Verschwindens an. Worauf Mike herzinnig fluchte und sich in übler Laune zum Gehen wandte.

Mr. Josef Moon stand an seiner Haustüre und erholte sich von der anstrengenden Sitzung mit Mrs. Smith-Saunders, als ein langes, niederes, hochrotes Auto sich über die runde Auffahrt heranschwang und mit einem kiesaufwirbelnden Ruck vor dem Tore hielt. Mr. Moon fuhr zurück und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Nehmt es weg," sagte er eindringlich. „Was ist es?"

Mike wand sich aus dem Führersitz und grinste seinen Verwandten an. „Gefällt es dir, Onkel Joe? Ich habe es aus zweiter Hand gekauft, zu sehr billigem Preis. Macht seine siebzig auf der Landstraße."

„Mein lieber Junge," sagte Mr. Moon ängstlich, „mußt du es in meinem Garten produzieren? Ich habe in Putney einen guten Ruf und so ein Ding —"

„Essen", sagte der liebe Junge, „ist das, was jetzt nottut. Ich hatte ein sehr — — Oh!" Sein Gesicht umwölbte sich und er fuhr mit düsterer Stimme fort: „Onkel Joe, kennst du viele Mädchen?"

„Mädchen?" sagte Mr. Moon. „Haufenweise. Von jedem Alter, Umfang und Gestalt. Warum?"

„Mädchen mit blondem Haar, grauen Augen und Sommersprossen, die in Highgate wohnen?"

„Nein."

Worauf Sir Michael Fairlie, sechster Baron in der Ahnenfolge, einen schweren Seufzer ausstieß.

„Das habe ich gefürchtet."

Mr. Moon blickte seinen Neffen beinahe bewundernd an.

„Blondes Haar, graue Augen und Sommersprossen?" wiederholte er.

„Meiner Seel, ihr Kolonialleute geht rasch zu Werke! Komm zum Essen und erzähle mir die ganze traurige Geschichte."

Drittes Kapitel.

Im „Haupt des Sarazenen".

In dem großen und luftigen Atelier des Mr. Josef Moon waren zwei Personen eifrig bestrebt, Ordnung ins Chaos zu bringen. Ein Fremder, der den Raum zum erstenmal betrat, hätte leicht auf den Gedanken kommen können, daß Mr. Moon die Kunst zugunsten eines Altkleiderhandels im Stiche gelassen habe. Kleidungsstücke lagen über Tische und Stühle verstreut, Stiefel und Schuhe auf dem Fußboden, während überall Krawatten, Socken und Taschentücher hervorlugten. Denn Sir Michael Fairlie hielt, in Anbetracht

seiner bevorstehenden Abreise nach dem Heim seiner Ahnen, Umschau unter seinen Sachen. Mr. Moon saß mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und war damit beschäftigt, einen Handkoffer zu seiner Rechten mit einem Stoß Gewänder zu seiner Linken zu füllen. Mike bemühte sich, leise brummend in eine Tasche hineinzustopfen, was einen mittelgroßen Koffer gefüllt hätte.

„Mike," sagte Mr. Moon plötzlich, „eine innere Stimme sagt mir, daß es nicht weise von dir wäre, mit diesem auserwählten Exemplar einer Halsbinde in Kings Fortune zu paradieren. Der englische Landmann ist ein einfacher Mensch, aber doch nicht ausgesprochen farbenblind." Und er hielt eine Krawatte in die Höhe, deren Farbenzusammenstellung von einem irrsinnigen Futuristen im Haschischrausch entworfen zu sein schien.

„Oh, die kannst du dir behalten", sagte Mike. „Die habe ich knapp vor meiner Abreise in einer Lotterie gewonnen. Verfluchte Tasche!"

Mr. Moon blickte seinen Neffen mit einem pfiffigen Lächeln von der Seite an, hielt dann mit der Arbeit inne, zündete sich eine Zigarette an und streckte sich der Länge nach auf dem Fußboden aus, den Rauch an die Decke blasend.

„Aus deiner Stimmung in den letzten zwei Tagen" bemerkte er, „schließe ich, daß du in Highgate kein Glück gehabt hast."

„Nein," sagte Mike bitter, „das habe ich wohl nicht. Ich bin in Highgate herumgegangen, bis ich schwindlig wurde. Ich habe an den Straßenecken gestanden, bis die Polizei mir das Weitergehen befahl. Ich habe von Highgate mehr gesehen als zehn gewöhnliche Menschen vertragen könnten. Aber ich habe das nicht gesehen, worum ich hingegangen bin."

„Nun, nun," sagte sein Onkel tröstend, „ich war auch einmal jung und nicht unschön, und ich weiß Bescheid. Wenn du dein Geld hinauswerfen mußt, so kauf lieber ein Rennpferd. Es wird gerade so lang dauern, und du hast wenigstens etwas für dein Geld. Aber du wirst meinen Rat natürlich nicht befolgen; warum solltest du es auch?"

„Wenn du deinen witzigen Monolog beendet hast," sagte Mike, „komm und spring auf diese verfluchte Reisetasche. Ich muß sie schließen und wenn das Schloß zerspringt."

Mr. Moon erhob sich würdevoll und schritt zur Klingel.

„Ich bin nicht danach gebaut, um auf Taschen zu springen," erwiderte er, „das ist etwas für Shoesmith. Ah, Shoesmith — seien Sie so gut und springen Sie auf Sir Michaels Reisetasche."

„Sehr wohl, Sir", sagte Shoesmith, der Unerschütterliche.

Eine halbe Stunde nachher stand das rote Auto vor dem Tor. Am Lenkrad saß Sir Michael Fairlie; auf dem leeren Sitz war die zum Platzen angefüllte Reisetasche untergebracht, und ein geschwollener Handkoffer war — offenbar nicht sehr fest — hinten aufgeschnallt. Auf der obersten Türstufe stand Mr. Moon und gab Segenswünsche und weise Ratschläge von sich.

*

„Halte dich auf der linken Seite der Straße," ermahnte er seinen Neffen, „und bedenke, daß der Marktpreis eines Huhnes, sobald es tot ist, sofort steigt. Grüße die Tante herzlich und sag ihr, sie soll mich telephonisch anrufen, wenn sie meine Hilfe mit dir braucht. Den Rest deines Gepäcks schicke ich noch heute ab."

„Vielen Dank, Onkel Joe", sagte Mike und winkte abschiednehmend.

„Auf baldiges Wiedersehen." Er fuhr los und das Auto mußte die Anfahrt hinunter.

King's Fortune, das Heim zahlloser Generationen der Familie Fairlie, liegt in der Nähe des Dorfes Little Hurstover, wohin man auf verschiedene Weise gelangen kann. Für eine mäßige Summe befördert einen die Eisenbahn bis auf zehn Meilen Entfernung hin, die man dann mit einem Landwägelchen zurücklegen muß. Aber wenn man dreizehnmal umsteigen und zwei Tage auf die Reise verwenden will, kann man sie auch im Autobus machen. Schließlich kann man die ganze Strecke von London zu Fuß gehen, was aber die wenigsten Leute tun.

Aber die weitaus angenehmste Art, ans Ziel zu gelangen, ist die Fahrt per Auto, und so fuhr Sir Michael Fairlie, sechster Baron in der Ahnenfolge, auch an diesem schönen Sommermorgen mit seinem hochroten Wagen gegen Norden. Es war ein außergewöhnlich schöner und warmer Tag für die Jahreszeit, die Sonne schien, die Vöglein sangen in den Zweigen. Mike lehnte sich weit im Wagen zurück und fühlte sich der ganzen Menschheit wohlgesinnt, sogar der Gedanke an die wichtigen Pflichten, die ihn am Reiseziel erwarteten, vermochte nicht, seine Ruhe zu stören.

Tatsächlich hatte er überhaupt keinen Gedanken übrig für die Pflichten, denn sein ganzes Sinnen war von dem blonden Mädchen aus dem Richmond Park erfüllt. Daß die Vorsehung ihm dieses Mädchen in den Weg geschickt, nur um sie dann wieder zu entfernen, ehe er seine Bekanntschaft mit ihr befestigt, schien Mike ein recht schäbiger Streich des Schicksals. Manche hätten ja, mangels näherer Anhaltspunkte, die Suche nach ihr aufgegeben, aber Mike war anders beschaffen. Er wußte noch nicht, wie er es zustande bringen und wann er die Muße für diese Aufgabe haben würde, aber daß er dieses Mädchen wiedersehen würde, das wußte er. Er mußte sie einfach finden, das stand fest. Wie eine rote Kugel schoß das Auto durch die letzten Vorstädte aufs Land hinaus. Ein kleines Nest nach dem andern ließ er hinter sich und flog weiter, als habe sich das Schicksal an seine Fersen geheftet. Die Sonne stieg, Mike begann Durst zu verspüren, verlangsamte das Tempo und blickte sich um. Da stand am Wegrand ein altes Haus mit rotem Dach und grünen Fensterladen. Ein alter steinerner Wassertrog war vor der Tür und ein fast unleserliches Schild zeigte den Namen des gastlichen Hauses. „Zum Haupt des Sarazenen". Vor dem Eingang schlief in der Sonne eine Katze und aus dem Schornstein stieg Rauch langsam gegen den Himmel, sonst gab es kein Lebenszeichen.

Mike brachte das Auto vor dem Tor zum Stehen, kletterte steif aus dem Führersitz, streckte sich und betrat das Wirtshaus. Er kam in ein kleines, niedriges und kühles Schankzimmer mit sandbestreutem Boden. Da niemand zu sehen war, klopfte er auf den Schanktisch, worauf sich sogleich eine Tür öffnete und ein Mann von merkwürdigem Aussehen eintrat.

Er war klein und stämmig gebaut und sein Alter war nicht zu erraten. Er hatte ein großes, viereckiges Gesicht, das aussah, als habe es ein ungeschickter Arbeiter in der Eile aus einem Mahagoniblock geschnitzt. Seine kleinen blauen Augen glänzten, sein spärliches Haar war feuerrot und seine Nase glich diesem nützlichen Gesichtsvorsprung so wenig, wie man es kaum für möglich halten würde, während sein linkes Ohr bedeutend größer als das rechte war und aussah, als habe es jemand mit einem Schmiedehammer am Kopf flachgeschlagen.

Die Gestalt dieses seltsamen Menschen war ebenso merkwürdig wie sein Gesicht. Die aufgerollten Ärmel enthüllten Arme im Umfang eines jungen Baumes, die in Hände, so groß wie Schinken ausliefen, und seine Schultern waren so breit und mächtig wie ein Scheunentor. Alles in allem, eine recht auffallende Erscheinung.

„Guten Morgen", sagte Mike, nachdem er sich von seiner Überraschung über diesen Anblick erholt hatte. „Bitte um ungefähr ein Faß Bier."

„Ein Maß Bitteres" sagte der Wirt gelassen und stellte einen großen Krug vor den Gast.

„Ach!" sagte Mike, nachdem er lange getrunken. „Etwas Besseres gibt's nicht! Hier ist es wohl ziemlich ruhig?" fügte er freundlich hinzu.

„Ruhig?" entgegnete der Wirt. „Wenn sich zwei Hunde raufen, so gibt es einen Aufruhr! Ich bin ein Londoner."

„Verzeihen Sie die Frage," sagte Mike und betrachtete ihn nachdenklich, „aber sind Sie nicht ein professional Boxer gewesen?"

Die Augen des Wirtes leuchteten begeistert auf, er grinste, daß sein Gesicht entzwei zu reißen drohte.

„Jawohl, Sir, das war ich. Gar manches Jahr. Aber jetzt bin ich schon lange weg. Ich mußte gehen, denn ich wurde gar zu hitzig beim Finish. Als ich noch dabei war, hatte ich ein Wirtshaus in London, wo es recht oft einen feinen Kampf gab."

„Das glaube ich. Und jetzt boxen Sie gar nicht mehr, Mr. — —?"

„Hicks ist mein Name, Sir, William Hicks, einst Dachsel-Hicks genannt. Nein, leider habe ich jetzt wenig Gelegenheit, meine Fäuste zu gebrauchen. Es kam wohl manchmal ein Vetter von mir zu einem Kampf, aber seit ich einmal zufällig die Hälfte seiner Zähne ausgeschlagen, ist er ausgeblieben. Nein, hier ist es wohl langweilig, Sir, kann ich Ihnen sagen. Ich bin ja hergekommen, um die Ruhe zu genießen, aber lebendig begraben habe ich mich nicht wollen." Mr. Hicks zögerte und betrachtete Mikes sehnige Gestalt mit sachkundigem Auge. „Aber Sie, Sir, haben den richtigen Bau dafür. Haben Sie nie — —?"

„Ich bin kein Fachmann, aber ein wenig geboxt habe ich schon hie und da. Am meisten habe ich in Kanada vom „Schielenden Smith" gelernt.

„Was?" rief Mr. Hicks. „Der „Schielende Smith" war ja ein Kamerad von mir und ein guter Boxer dazu. Fünfzehn Runden habe ich gebraucht, um ihn zu besiegen." Er zögerte beinahe verschämt. „Hinterm Haus ,Sir, hätte ich eine nette kleine Scheune und alles Notwendige dazu. Wenn Sie Zeit hätten — —"

Mike grinste.

„Danke, Mr. Hicks, aber ich bin mir noch zu jung zum Sterben."

„Ach, Sir, ich bin ja so aus der Übung, daß ein Kind mit mir fertig werden könnte. Und Sie sind ja ganz aus Sehnen. Ihre Sorte kenne ich, Sir."

Mike schaute ihn einen Augenblick zerstreut an. Dann

sah er auf die Uhr, beugte sich vor und schlug mit der Faust auf den Schanktisch.

„Warum nicht? Zeit habe ich und ich brauche etwas Bewegung. Gehen wir's an!"

Große Freude verklärte die zerbeulten Gesichtszüge des Wirtes. Seine Schürze flog in die Ecke und er sprang hinter dem Schanktisch mit dem Ausdruck eines Wüstenreisenden hervor, der einen Klubkameraden dort getroffen hat.

„Georg!" brüllte Mr. Hicks mit einer Stimme, daß alle Gläser erzitterten. Die Tür öffnete sich vor einem jungen Burschen mit wergfarbenem Haar und leerem Gesichtsausdruck.

„Paß' auf den Schank auf, Georg. Wenn man mich braucht — ich bin in der Scheune. Hierher, Sir, bitte."

Er lief aus dem Zimmer. Mike hinter ihm, just in der Laune für diese heftige körperliche Betätigung, die sein Gemüt beruhigend auf die Prüfungen von King's Fortune vorbereiten würde.

Mr. Hicks führte ihn zu einer großen, strohbedeckten Scheune, die im Hof neben dem Wirtshaus stand. Sie war, bis auf einen Heuhaufen am anderen Ende, leer, von der Decke hing ein großer Schläger-Ball. Mr. Hicks legte Krawatte und Weste ab, Mike desgleichen. Ohne diese Hüllen der Zivilisation sah der Wirt noch überwältigender aus, sein Biceps beherrschte geradezu die Landschaft.

„Sie scheinen in guter Kondition, Sir," bemerkte Mr. Hicks billigend, „in besserer als ich, wett' ich, mein Atem ist nicht mehr so wie einst. Bereit, Sir?" Er spuckte in seine Riesentatze und zog den Handschuh an.

„Los!"

Als Amateur-Boxer stand Mike entschieden über dem Durchschnitt. Seine Größe und außergewöhnliche Flinkheit, vereinigt mit seiner Kraft, machten ihn zu einem gefährlichen Gegner für jeden Amateur. Aber zwischen einem solchen und einem Professional wie dem „Dachsel-Hicks" liegt noch eine große Kluft und Mike sah bald, daß es da für ihn noch viel zu lernen gab.

Mr. Hicks ging wie ein Schmiedehammer vor und obwohl sich Mike tapfer wehrte, lag er doch nach kurzem Kampfe in einer Ecke der Scheune und sah alle Sterne vom Himmel sich drehen. Als sich dieses Ringelspiel in seinem Kopfe etwas beruhigt hatte, fand er den Wirt besorgt über sich gebeugt.

„Sie sind doch nicht verletzt, Sir?"

Mike stand auf und schüttelte sich.

„Nicht im geringsten. Nur so lernt man."

„Ja, ja. Ich bin ja ein schwerwichtiger Gegner für Sie, aber mit Leuten von Ihrem Gewicht werden Sie leicht fertig werden. Sie haben's in sich. Gehen wir's noch einmal an?"

„Kommen Sie, vorwärts", sagte Mike.

Aber es sollte nicht sein. In diesem Augenblick erschien Georg unter der Tür und rief seinen Herrn an.

„Sie werden gebraucht. Herr mit 'nem Auto."

„Hol's der Kuckuck!" brummte Mr. Hicks. „Da wird es heute nichts mehr sein, Sir. Wenn Sie sich waschen wollen, dort ist ein Eimer und der Brunnen im Hof. Oder ich kann Ihnen im Haus etwas richten."

„Der Brunnen genügt mir", sagte sein verflossener Gegner. Und während der Wirt seine Weste anzog und dem einsilbigen Georg folgte, ergriff Mike den Eimer und trat in den Hof. Aber nach zwei Schritten blieb er wie angewurzelt stehen und starrte ungläubig.

Dort in dem Hof stand ein viersitziges Auto mit dampfendem Kühler und neben ihm zwei Personen. Eine davon war ein kleines, dickes Mädchen mit einem Hängezopf und die andere die grauäugige blonde Maid aus dem Richmond Park.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Von **Karl Heinig.**

Wenn die Worte „Glück" und „Liebe" nicht wie abgegriffene Münzen behandelt würden, kämen ihre Inhalte den meisten Menschen nicht so teuer zu stehen.

*

Man kann die Menschen in bittere und süße scheiden. Beide machen uns reich und arm; denn sie sind echt. Unecht sind nur die Bittersüßen mit ihrem Berg- und Talcharakter.

*

Umhürdung ist für den Herdenmenschen ebenso wichtig wie Freiheit für den Herrenmenschen. Wer will da von Gleichheit reden!

Conrad Ferdinand Meyer.

Zu seinem dreißigsten Todestag am 28. November 1928.

Von **Georg Wagener.**

„Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen
Schlürft Dichtergeist am Borne des Genusses
Das Herz, auch es bedarf des Überflusses,
Genug kann nie und nimmermehr genügen!"

Das ganze Bekenntnis des Dichters und Menschen Conrad Ferdinand Meyer liegt in diesen Zeilen. Genug ist nicht genug!

Die erste Hälfte seines Lebens strömt dahin im Überfluß der Genüsse, im Schwelgen in allen Schönheiten, die sein Dichtergeist erkennen und erfassen kann, im rastlosen Suchen nach neuen Eindrücken, nach größerem Wissen. Als ihn dann in seinem vierzigsten Jahr die zufällige Aufforderung eines Verlegers dazu veranlaßte, mit seinen Erstlingswerken an die Öffentlichkeit zu treten, da unternimmt er diesen Schritt nur zögernd, denn noch genügt ihm selbst sein Können nicht.

Es bedurfte eines großen geschichtlichen Ereignisses, um diese Hemmungen, diese stete Furcht vor dem Ungenügen zeitweise zu überwinden, des Krieges von 1870/71. Da erkannte Conrad Ferdinand Meyer, was sein dichterisches Schaffen von den Fesseln der Unzufriedenheit über seine eigenen Leistungen befreien konnte, das bewußte Deutschtum, das die engen Grenzen seiner Schweizer Heimat sprengte. Damals erschienen „Huttens letzte Tage", die Verklärung des Vorkämpfers für die große deutsche Sache. erkannte Conrad Ferdinand Meyer, was sein dichterisches Ruf.

Die reiche Künstlernatur des Dichters offenbart sich in diesen Schöpfungen. Er weiß den Born seiner geschichtlichen Kenntnisse in vollendet harmonische Formen zu fassen, und doch strebt er immer nach Höherem, will wahre, große Kunst ausüben und kehrt wieder zurück zum alten „Genug ist nicht genug!"

Ihm scheint die Zeit, in der er lebt, nicht genügend Stoff zu bieten, um daraus wahrhaft große Gestalten zu formen. Deshalb wählt er seine Vorwürfe aus der welterschütternden Epoche der Renaissance, der Reformation und ihrer Ausklänge.

Doch Conrad Ferdinand Meyer will kein Romancier sein; ihm, dem Züricher Patriziersohn, liegt nichts an der Gunst der Menge, nichts am Verdienst, und deshalb wird er der Epiker, dessen Werke fast die Vollendung, fast das erstrebte und von ihm selbst stets verneinte „Genug" erreichen.

Er ist unmodern in der Wahl seines Stoffes, unmodern in der Zeichnung seiner starken Gestalten, die übermenschlicher Versuchung unterliegen oder sie überwinden, und völlig unmodern im sorgsamen Feilen jedes einzelnen Satzes, jedes einzelnen Wortes. Nur ihm, den die vornehme Ruhe des alten Bürgerhauses während seines ganzen Lebens umgab, war es möglich, in einer Zeit der brodelnden Umwälzungen auf dem Gebiete der Literatur, des unsicheren Tastens nach neuen Richtungen, Kunstwerke von dramatischer Größe zu schaffen, wie „Jürg Jenatsch" und „Der Heilige".

Über Conrad Ferdinand Meyers Prosaschriften werden oft seine Gedichte vergessen. Hat der Züricher in seinen Romanen und Novellen stets einen scharfen Strich zwischen sein eigenes Erleben und sein Werk gezogen, sein menschliches Ich stets von seinen Schöpfungen getrennt und es zu verbergen gesucht, so verraten seine Gedichte ein Stück eigener Lebensgeschichte, sie zeigen die Freude, seinen eigenen Schmerz in seinen Versen wieder zu finden. „Der Blutstropfen", „Eingelegte Ruder" und die „Bank des Alten" sind die Wiedergabe eines Erlebnisses in dichterischer Verklärung.

Die Ballade, die von den Leistungen eines Uhland in rascher Folge einen beklagenswerten Niedergang erfuhr, lebt in Conrad Ferdinand Meyers Gedichten wieder auf, und in ihnen erschüttern uns Worte tiefster Tragik. „Das Auge des Blinden", „Füße im Feuer" und „Die Ketzerin" sind Kleinode der deutschen Literatur, vollendet in ihrer Form, überwältigend in ihrem Erleben.

Und doch genügten auch sie dem nie mit seinem Können zufriedenen Dichter nicht, bedeuteten sie ihm nicht die Reife, die ihm sein Leben lang als das Ziel seines dichterischen Schaffens vor Augen schwebte. Uns genügt sein Können, uns will es scheinen, er habe die wahre künstlerische Reife erlangt, als ihn der sanfte Tod ins Jenseits rief, den er mit Huttens Worten sich wünschte:

„. . . In meinem Sessel schlummernd ausgestreckt,
Das Angesicht mit stillem Blaß bedeckt!
Daneben trete leis der Tod ins Haus,
Doch laß mir lieber weg der Sense Graus!"

Was arbeite ich zu Weihnachten?

Eine Umschau.

Von Annemarie Schlüter.

Ist es nicht noch viel zu früh, an die Weihnachtshandarbeiten zu denken? Ich glaube nicht. Daß man Handarbeiten zum Fest zu spät anfängt, das kommt weit öfter vor, als daß man zu zeitig mit ihnen beginnt. Man muß immer bedenken, daß die Frauen von heute ja tatsächlich viel weniger Zeit zum Handarbeiten haben, als unsere Mütter oder Großmütter, die, so emsig und fleißig sie waren, so ausgefüllt mit Tätigkeit ihre Tage sein mochten, doch viel mehr Muße hatten, bei einer Handarbeit zu verweilen. Wir müssen uns unsere Minuten für die selbstgefertigte Stickerei usw. wahrhaft zusammenstehlen, und die unendlich mühsamen „Geduldsproben" und „Augenpulver" von Handarbeiten, wie sie unsere Vorfahrinnen anfertigten, denen die Handarbeit ein Stück Lebensinhalt war, sind für uns ganz unmöglich. Aber deshalb wollen wir doch nicht auf die Freude verzichten, zu Weihnachten, dem Feste der Liebe, „Selbstgearbeitetes" zu verschenken. Man kann gewiß die herrlichsten Dinge fertig kaufen und vielleicht nicht einmal wesentlich teurer, als wenn man sie selber angefertigt hätte. Aber gerade dieses Selbermachen gibt ja den Geschenken erst ihren Reiz; dieses liebevolle Mühen, dieses zärtlich für andere Sorgen, dieses sich in lächelnder Vorfreude wieder und wieder über das langsam wachsende und Gestalt annehmende Geschenk beugen, das alles umgibt ja nachher die fertige, vielleicht so einfache und billige Handarbeit mit jenem Fluidum, das durch keinen Preis und keine Materialkostbarkeit und -schönheit zu ersetzen oder zu übertreffen ist! Darum: Wir wollen und wir sollen handarbeiten zum großen Schenkefest, und wenn wir wirklich zu früh anfangen und schon wochenlang vorher damit fertig sein sollten, um so besser, dann haben wir Hand und Kopf frei für die übrigen Weihnachtstaten, und unsere fertige Handarbeit liegt sich ja derweile keinen Schaden!

Daß wir wollen, wissen wir also; aber **was** wir wollen, das wissen wir gerade in dieser Beziehung oft nicht eher, als bis die Frage tatsächlich brennend wird: „Was arbeite ich zu Weihnachten?" Also auf ins Handarbeitsgeschäft, um unser Material zu holen und bei dieser Gelegenheit einmal Umschau zu halten, was es alles gibt und was man arbeiten kann!

„Eine Weihnachtshandarbeit?" sagt die freundliche Verkäuferin, gewiß, ich weiß schon: Die muß schnell gehen und hübsch aussehen, und man muß sie auch nach dem eigenen Geschmack und Bedürfnis abwandeln können!" Die moderne Frau hat nicht soviel Zeit für Handarbeiten, aber sie schafft mit viel eigenem Nachdenken und Stilgefühl und diesen ihren Wünschen kommen denn auch unsere modernen Handarbeitstechniken bereitwillig entgegen. Die „große Mode" für Handarbeiten ist natürlich wieder Wolle! „Alles in Wolle", bzw. aus Wolle, das ist die Losung dieses Winters. Nach einem kleinen Abflauen der Vorliebe für Wollhandarbeiten im Vorjahre ist diese Handarbeitsart wieder um so stärker in Aufnahme gekommen, und sie hat ja auch so unendlich viele Vorzüge aufzuweisen: Sie ist billig, denn man kann mit dem weichen, ausgiebigen Material viel beschaffen; sie geht schnell, sie ist amüsant und abwechslungsreich und bietet der Phantasie weitesten Spielraum. Die in Wolle gearbeiteten Gegenstände sind so mollig, weich und leicht und doch nahezu unverwüstlich, von langer Lebensdauer. Warum also nicht ein Weihnachtsgeschenk aus Wolle arbeiten? Es gibt da als Neuheit die Wollhäkelei auf Tüll, wobei die Arbeit, Kissenplatte, Decke oder dergleichen in einen Rahmen gespannt wird. Man häkelt nur Luftmaschen, der Reiz der Arbeit liegt in der Farbenzusammenstellung und dem schnellen Fortschritt. Oder man bedient sich, um Zeit und Material zu sparen, der „Teppichfee" oder wie man sonst die kleinen Stickapparate nennt, mit denen die früher so mühsame „Kelimstickerei" in unglaublich kurzer Zeit geschafft werden kann. Hübsch sind auch die modernen Schattenstich- und Sparstichtechniken in Wolle, wie auch Seide. — Das bringt uns auf das Thema „Seide in der Weihnachtshandarbeit". Die Kunstseide hat ihren Siegeszug auch hier angetreten; man sieht die entzückendsten Seidenhäkeleien sowie Verbindungen von Woll- und Kunstseidengarnen. Sehr beliebt ist die Stäbchenhäkelei, wobei ein leichter Wollfaden über ein breiteres oder schmäleres Hölzchen gewickelt wird. Die so entstehenden Ösen werden dann mit Luftmaschen und Stäbchen in Seidenhäkelei verbunden. Die Technik eignet sich besonders gut für alle Arbeiten, die recht locker und schmiegsam sein sollen wie z. B. Kaffemützen, Puffs und Schlummerrollen, Bettjacken, Überziehjäckchen und Ähnliches. Endlich wäre auf dem Gebiete der Häkelei noch die Arbeit mit sogenannten Frottéseiden zu nennen, die für zierlichere, zarte Gebilde wie kleine Deckchen usw. besonders reizvolle Wirkungen zu schaffen ermöglicht.

Die Kreuzstichstickerei ist nach wie vor beliebt, namentlich für größere Decken, wo sie aber vielfach in Verbindung mit Stilstich auftritt. Charakteristisch für unsere moderne Handarbeitsweise ist, daß man den Kreuzstich weniger als Linien- und mehr als Flächenornament anwendet; alles wiederholt sich, und so hat das gute alte Kreuzstich-Füllmuster von früher eine modernisierte und stilisierte Auferstehung erlebt. Flach- und Plattstich sind fast ganz verdrängt, dagegen findet die Loch- oder à jour-Stickerei nach wie vor ihre Liebhaberinnen. Auch eine Technik, die früher sehr beliebt war und dann jahrzehntelang fast ganz in Vergessenheit geriet, ist in diesem Winter zu neuen Ehren gekommen; das ist der Tülldurchzug, der aber nicht mehr, wie früher in streng gemessenen geometrischen Formen, sondern in losen Streumustern, Figuren und Ranken über einer Vorzeichnung gearbeitet wird, wodurch das lästige und augenverderbende Maschenauszählen überflüssig wird. Von wunderhübscher Wirkung ist auch eine neuartige, sozusagen umgekehrte Applikationstechnik, wie sie vor dem Kriege schon in England sehr beliebt war und jetzt ihren Siegeszug bei uns antritt. Hierbei wird in Glasbatist oder Chiffon zunächst von der linken Seite gearbeitet, und die vorgezeichneten Konturen werden mit einer Art Hexenstich ausgefüllt. Das solchermaßen durchscheinende Muster wird auf der rechten Seite nicht selten noch mit andersfarbiger Seide umrandet. Auch diese Arbeit ist schnellfördernd und sehr dankbar. Die beiden Modetechniken von vorgestern, Gabeln und Filieren, sind etwas in den Hintergrund getreten; Filet wird, wenn überhaupt, nur noch in sehr großem Gitter und mit dickem Garn gearbeitet, weil es sonst zu zeitraubend ist. Dagegen hat die Klöppelei namentlich in farbigen oder auch weißen Seidengarnen eine neue Belebung erfahren. — Damit sei unsere kleine Umschau auf dem Gebiete der Weihnachtshandarbeitsmöglichkeiten vorläufig beendet.



Bunte Chronik



* **Der Schatz im Weingarten.** In der Gironde ist das Landgut Reyne-Vigneau, Eigentum des Grafen Redon, bekannt durch seine vortrefflichen Weine, die als die besten aus der ganzen Gegend von Sauterne bezeichnet werden. Auf diesem Gute hat man eine Erdschicht voll kostbarer Steine entdeckt. Für den Grafen Redon kommt die Entdeckung durchaus nicht unerwartet. Denn bereits vor zwanzig Jahren begann er auf seinem Grundstück mehr oder weniger wertvolle Steine aufzulesen. Achate, Opale usw., im Laufe der Jahre etwa zwölftausend Stück, von denen dreizehnhundert geschliffen und poliert sind. Auch weiße Saphire, die Dauphiné-Diamanten genannt werden, rosafarbener Quarz, Rubine, goldgelbe Topase, Onyx und Jaspis kommen in der frisch entdeckten Schicht vor. Gelehrte aus Bordeaux beschäftigen sich jetzt eingehend mit dem sensationellen Fund.

*

* **Ein Zaun aus Walfischknochen.** Ein Gartenzaun aus Walfischknochen ist nicht alltäglich. Auf der Nordseeinsel Borkum besitzt ein Fischereigehöft eine solche Einzäunung. Die Walfischknochen sind in die Erde gerammt, eine Erinnerung an die Zeit, da von Borkum aus noch Walfang betrieben wurde.

Lustige Rundschau



* **Ein guter Sohn.** Mäxchen ist elf Jahre alt und betritt eine Buchhandlung. In der Auslage ist ein Buch: „Wie man Männer fesselt!" — „Das möchte ich haben!" sagt Mäxchen. —Der Verkäufer fragt: „Für wen brauchst du denn das Buch, mein Junge?" — „Für meinen Vater zum Geburtstag." — „Was ist denn dein Vater?" — „Schutzmann!"

*

* **Arztkonsultation Berlin—Buenos Aires durchs Telephon.** Eine frühere Patientin des Berliner Arztes Dr. Gordon, die jetzt in Buenos Aires lebt, war erkrankt. Da sie zu Dr. Gordon größeres Zutrauen hat, als zu den Ärzten in Buenos Aires, hat sie ihren früheren Arzt in Berlin angerufen und sich von ihm telephonisch Verhaltungsmaßregeln geben lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg